

Reiner Anselm

Predigt am 23.10.2022 im St. Peter, Zürich, zum Thema „Völlerei“

Liebe Gemeinde,

Mitten in der Zürcher Altstadt, dazu noch im St. Peter, dem baulichen Symbol des Zürcher reformierten Christentums, über Völlerei zu sprechen, mutet schon ein bisschen seltsam an. Ich jedenfalls habe schon gehadert mit dem Thema, so gern und auch so spontan ich diese Predigt übernommen habe. Denn gehören nicht die äußere Zurückhaltung, die Nüchternheit und auch eine durchaus herzliche, manchmal aber nicht gleich erkennbare Distanziertheit zum Erkennungs- und Identitätsmerkmal von Zürcherinnen und Zürichern? Und da soll ich als lutherisch sozialisierter Münchner zu Völlerei predigen? Wie fernliegend das ist, zeigt ja schon der Vergleich zwischen dem Zürcher und den Münchner Oktoberfest. Denn verglichen mit dem Original an der Isar wird man die Variante an der Limmat wohl kaum als Völlerei bezeichnen können – auch wenn natürlich streng genommen dieser Ausdruck des bajuwarisch-barocken Katholizismus am Platz Zürich allein schon deplatziert wirkt.

Aber auch wenn man das einmal beiseite lässt, wäre es nicht unangebracht, einfach die Verschwendungssucht anzuprangern, denn dann würde man doch statt des Evangeliums nur das Gesetz predigen. Obwohl es natürlich stimmt: Die Kritik an denen, die nur auf sich, das eigene Wohlergehen und auch den eigenen Wohlstand schauen, ist fester Bestandteil der biblischen Schriften und der christlichen Tradition. Wenn die Reformatoren gegen die Askese des Mönchtums und die Klöster überhaupt polemisierten, dann galt diese Kritik nicht der Askese überhaupt. Im Gegenteil: Die Anklage richtete sich gegen die Idee, man könne das, was von jedem Christen und jeder Christin gefordert sei, delegieren. Dass der Klerus darüber hinaus besondere Privilegien für sich beanspruchte, kam noch erschwerend hinzu. Und dass diese Doppelmoral noch von der anderen begleitet wurde, dass nämlich die Kirche und der Klerus Reichtümer aus den Abgaben anhäuften, die sie unter anderem für die Dienstleistung, für die so zur Kasse gebetenen stellvertretend arm zu sein, einzogen, schlug schließlich dem Fass den Boden aus.

Nun lässt sich aber auch nicht übersehen, dass diese doppelte Kritik an der Askese und dem Mönchtum in den reformatorischen Gebieten schnell einseitig auf die Kritik an der Askese überhaupt reduziert wurde. Und so hatten die Theologen ebenso wie die Vertreter der Bürgerschaft – Frauen gab es ja in beiden Bereichen nicht – schnell alle Hände voll zu tun, auf die Pflicht zu einem eben nicht verschwenderischen Leben, zur Armenfürsorge und zu einer nüchternen Lebensweise hinzuwirken. Die Bilanz dieser Aktivitäten fiel, so wird man wohl sagen müssen, durchaus gemischt aus. In der Tat entsteht genau aus diesen Aktivitäten das humanistisch-menschenzugewandte Klima, das Vieles gerade auch in Zürich prägt. Aber es entsteht auch eine neue Doppelmoral, die Reichtum zwar anhäuft, aber nicht zeigt. Und ich glaube, wir sind uns schnell einig, dass es, verbunden mit diesem Reichtum, auch eine Art von ungezügelter Konsum gibt, der nur Kopfschütteln hervorruft – je länger, je mehr. Dabei muss dieser Konsum gar nicht unmittelbar zu Lasten anderer gehen, wie das bei dem Verhalten, das als Völlerei angeklagt wird, der Fall ist: Der eine stopft in sich das hinein, was die andere bräuchte, um unmittelbar satt zu werden. Er kann auch indirekt zu Lasten anderer gehen, etwa wenn schlecht bezahltes Dienstpersonal das liefern, tragen und wegräumen muss, was andere genießen.

Nicht übermäßig zu verzehren, nicht übermäßig in Anspruch zu nehmen, was andere brauchen können, entspricht in jedem Fall dem Grundgedanken des Christentums. Es kann sicher nicht schaden, das immer wieder mal in Erinnerung zu rufen; doch ich denke, den Kern der Sache, die Grundlagen des Problems trifft es nicht. Denn dieser Kern besteht in meinen Augen nicht darin, den Menschen einzuschärfen, Maß zu halten und nicht über

Gebühr zu konsumieren. Das wissen eigentlich alle, und selbst diejenigen, die sich bemüßigt fühlen deutlich zu machen, dass dies ihr gutes Recht ist, sie sich schließlich den Wohlstand durch harte Arbeit verdient haben, als CEO anderen Menschen zu Arbeitsplätzen und (natürlich bescheidenerem) Wohlstand zu verhelfen, machen doch durch solche Bemerkungen deutlich, dass ein übermäßiger Gebrauch zumindest rechtfertigungspflichtig ist. Das gilt übrigens auch noch für die, die festhalten, dass sie sich überhaupt nicht um die Neider scheren. Das tun sie eben doch, sonst würden ihnen solche Formeln gar nicht über die Lippen kommen. Es ist wie in sehr vielen, ja fast allen Dingen des Zusammenlebens: Wir haben ein recht untrügliches Gespür dafür, was in Ordnung ist – und was eben nicht, was wir also lassen oder zumindest nicht offen zur Schau tragen oder gar verstecken sollten.

Weil das so ist, wäre es eben nicht nur wegen der Vertauschung von Evangeliums und Gesetz deplatziert, einen Gottesdienst zur Völlerei als Todsünde auf die Moralpredigt zu beschränken. Moralprediger und Moralpredigerinnen haben wir wahrlich genug, da müssen wir uns als Kirche nicht noch besonders hervortun. Diese alternativen Predigerinnen und Prediger haben dabei übrigens durchaus auch das rhetorische Arsenal und die Argumentationsfiguren übernommen, mit denen die Kirche einst dachte, Moral durchsetzen zu können. In den apokalyptischen Bildern des Klimawandels, den Szenarien einer ungezügelten Migration, befeuert von einem immer größeren Wohlstandsgefälle zwischen den Ländern des Nordens und des Südens ist die Bildwelt der mittelalterlichen Todsünden immer wieder erkennbar. Die englische Publizistin Helen Lewis hat dies kürzlich in einer plastischen Szene festgehalten: „Jemand schreit Sie auf der Straße an und brüllt: ‚Tu Buße!‘ Was würden Sie vermuten, wen Sie vor sich haben – a) einen frommen Prediger oder b) einen linken Aktivisten?“ Wie in der mittelalterlichen Kirche auch müssen die Bilder der Verdammnis immer drastischer gezeichnet werden – mit der Hoffnung, dass sich Menschen davon beeindruckt lassen und ihr Verhalten ändern.

Dass wir etwas ändern müssen an unserer Lebensführung, ist unbestritten. Ich bin allerdings mit den Reformatoren davon überzeugt, dass das Moralisieren und auch das Ausmalen apokalyptischer Szenarien dafür nicht den richtigen Weg darstellen. Wenn wir den Schlüssel dafür suchen, was eigentlich helfen könnte, zu einem maßvolleren Leben zu gelangen, scheint mir der Blick auf die Geschichte hilfreich, die ich vorhin als Evangelium für den heutigen Sonntag gelesen habe, die Geschichte von Zachäus dem Zöllner. Zachäus pflegt das, was man durchaus als Völlerei brandmarken könnte. Er treibt im Dienst der römischen Besatzungsmacht Abgaben ein und nimmt damit offenbar anderen über Gebühr das, was sie zum Leben brauchen. Das qualifiziert ihn vor den anderen als Sünder, und offenkundig weiß er auch darum. Jedenfalls verspricht er sich irgendetwas von Jesus, den er unbedingt sehen möchte. Da ihm das aufgrund seiner geringen Größe aus der Distanz nicht möglich ist, steigt er in einen Maulbeerbaum, wahrscheinlich um sich auf der einen Seite von den anderen fern zu halten, auf der anderen um Jesus sehen zu können. Und darüber hinaus liefert diese Begebenheit Lukas den Anlass, den Rahmen für eine Begegnung zwischen Jesus und Zachäus zu schaffen. Denn im Vorübergehen blickt Jesus auf, entdeckt Zachäus und spricht ihn an: Los komm herunter, denn heute muss ich in deinem Haus einkehren. Diese Begegnung mit Jesus nun verwandelt Zachäus. Er möchte wiedergutmachen, was er anderen angetan hat und zudem die Hälfte seines Vermögens den Armen geben – und in Gegenwart Jesu fängt er auch sofort damit an.

Natürlich ist diese Erzählung von Lukas stilisiert. Mit wenigen Strichen zeichnet der Evangelist hier seine Theologie: Mit Jesus ist das Heil in die Welt gekommen, damit wir Anteil daran bekommen können – und zwar unabhängig davon, ob wir arm oder reich, Sünder oder Gerechte sind. Er spricht an, wer ihn sucht und nimmt ihn in seine Gemeinschaft. So ist es auch bei Zachäus, der sich sogar noch auf einem Baum bereit macht

für die Begegnung mit Jesus. Er möchte ihn unbedingt sehen – und es passiert: Jesus sieht ihn an. Er lädt sich bei Zachäus ein – und doch ist es Jesus selbst, der ihn in die Gemeinschaft aufnimmt. In dieser Gemeinschaft sein verwandelt unmittelbar – und so fasst auch Zachäus den Entschluss, die Hälfte seines Vermögens zu verschenken. Sofort setzt er diesen Vorsatz in die Tat um.

Weil es sich um eine sehr pointierte Darstellung handelt, lässt sich diese Geschichte natürlich nicht unmittelbar auf unser Leben übertragen. Jesus ist kein Magier, kein Wunderheiler. Ebenso wenig ist er Motivationstrainer für Gesinnungsveränderung. Aber dennoch birgt die Geschichte zwei Aspekte, die mir wichtige Hinweise zu geben scheinen, der Völlerei zu begegnen. Zunächst: In der Gemeinschaft mit Jesus findet Zachäus offenbar ein Bedürfnis gestillt, das ihn so umtreibt, dass er sich über die Konventionen hinwegzusetzen bereit ist. Völlerei in jeder Form hat es auch mit unerfüllten Wünschen zu tun. Zu wissen, dass wir den Sinn unseres Lebens nicht schaffen müssen – wahrscheinlich auch nicht schaffen können – befreit von dem Bedürfnis, Sehnsucht nach Konsum zu entwickeln und ihn dort vermeintlich befriedigt zu finden. Es ist eine Binsenweisheit und doch wahr: Freunde kann man sich nicht kaufen – und alles, was man kaufen kann, ersetzt Freunde und Gemeinschaft nicht.

Ein Zweites: Es ist die direkte Begegnung, die Zachäus sucht, die ihm Jesus gewährt und die dann den Umschwung bei Zachäus herbeiführt. Erst wenn Menschen unmittelbar mit denen zu tun bekommen, die unter dem eigenen Verhalten leiden, denken sie um – das aber in fast allen Fällen. Abstrakte Folgen, abstrakte Not können wir uns vom Leib halten. Sobald diese aber ein Gesicht bekommt, ergreift sie uns und fordert uns heraus – manchmal sogar so sehr, dass wir die konkreten Umstände sogar zu sehr vergessen. Niemand isst gerne im Angesichts von jemandem, der Hunger leidet. In dieser Weise Menschen zusammenzuführen, die an unterschiedlichen Positionen stehen, es zu Begegnungen kommen zu lassen zwischen denen, die verschwenderisch sind, mit denen, die darunter leiden, zwischen den Generationen, zwischen den Ständen, zwischen den sozialen Positionen und über alle Grenzen hinweg – darin liegt die Kraft der Kirche als Gemeinschaft. Die Gesellschaft wird darum ärmer, wenn es solche Begegnungen nicht mehr gibt – denn andere Möglichkeiten gibt es kaum.

Die Gemeinschaft erlebbar zu machen, Menschen zusammenzuführen und ihnen Erfüllung zu geben, das ist in meinen Augen das beste Gegenmittel gegen die Völlerei. Und eben: Dazu braucht es keine Moralpredigt, sondern Orte und Angebote, wie sie die Kirchen bereitstellen können. Gut, dass Sie hier sind.